

Wie geht es weiter mit dem Lennebergwald?

Spätestens seit den Trockenjahren 2015, 2018, 2019 und 2020 und ihren dramatischeren Auswirkungen auf den Waldbestand sollte auch für den Letzten klar sein: Der Klimawandel ist bei uns in Mainz und Rheinhessen angekommen und deutlich spürbar! Wenn wir nicht wollen, dass der Satz „Erst stirbt der Wald und dann der Mensch“ wahr wird, müssen wir endlich umsteuern und alle Maßnahmen ergreifen, damit der Klimawandel gebremst wird und keine unumkehrbaren Schäden für die Natur und die Menschen eintreten.

von Stefan Dorschel, Revierförster Lennebergwald

Ich persönlich Sorge mich mehr um die Lebensbedingungen von uns Menschen, denn wir haben uns mit unserer Lebensweise auf das seit Generationen bei uns herrschende Klima angepasst. Und dieses Klima ändert sich in einem atemberaubenden Tempo. Ich habe seit über 20 Jahren auf Waldführungen und in Gemeinderatsitzungen auf die Folgen des beginnenden Klimawandels hingewiesen. Aber das, was in den letzten fünf Jahren passiert ist, hätte ich – wie viele meiner Försterkollegen – nicht für möglich, ja für Science Fiction gehalten.

Dass naturferne Kiefernauflorungen aus den 1950er bis 1970er Jahren mit Stürmen und Trockenheit schlecht zurechtkommen, war vorherzusehen; in Wäldern auf „besseren“ Böden und feuchterem Klima ergeht es den Fichten genauso. Darauf haben die Forstverwaltungen und viele Waldbesitzer seit den 1990er Jahren mit dem (mehr oder weniger konsequenten) Umstieg in den naturnahen Waldbau schon reagiert. Was jetzt passiert, hat jedoch eine ganz andere Dimension.

Es wird sehr lange dauern, bis wieder Wald entsteht – wenn überhaupt

Bevor Menschen begannen Deutschland intensiv zu besiedeln und Wald zu roden, war Deutschland „Buchenland“: Von Natur aus waren weite Teile Deutschlands von Rotbuchenwald bedeckt. Deshalb hatten wir Förster große Hoffnungen auf die Buche gesetzt und darauf, dass sie im Zuge einer naturnäheren Bewirtschaftung der Wälder wieder einen größeren Anteil der Wälder prägen würde. Und ausgerechnet die Buche ist es nun, die in den vergangenen beiden Jahren auf großer Fläche auf allen möglichen Böden und in verschiedenen Klimabereichen stirbt. Ihre besondere Stärke war die natürliche Verjüngung im Schatten alter Bäume und ihre Fähigkeit, im Schatten jahrzehntelang auf die Gelegenheit zu warten, in die Höhe zu wachsen, sobald ein alter

Baum stirbt oder gefällt und genutzt wird. Leider sterben gerade viele Buchen, Licht fällt auf den Boden, statt kleiner Buchen wachsen Gras, Brombeeren oder bestenfalls Sträucher. Statt Wald entwickelt sich eine Steppenlandschaft, und es wird sehr lange dauern, bis wieder ein schattiger Wald entsteht – wenn überhaupt.

Zu beobachten ist dies aktuell im Lennebergwald unterhalb des Lennebergturms auf einer Fläche, die wir von Seiten der Forstverwaltung wegen der vielen toten Bäume zum Schutz der Waldbesuchenden absperren mussten. Aber nicht nur im warm-trockenen Rheinhessen, sondern auch im Buchennationalpark Hainich in Thüringen und im Kellerwald in Nordhessen sterben massiv die Buchen – und somit in Bereichen, in denen Buchenwälder (bisher) optimale Wuchsbedingungen hatten.

Was tun die Landesforstverwaltung und der Waldbesitzer Zweckverband zur Erhaltung des Lennebergwaldes?

Für uns Förster stellt das „Waldsterben 2.0“ einen noch größeren Paradigmenwechsel dar als das erste Waldsterben der 1980er Jahre. Damals konnte der Wald mit Maßnahmen der Luftreinhaltung (Rauchgasentschwefelung in Kraftwerken, Katalysatortechnik in Kraftfahrzeugen), Waldkalkung zum Schutz des Grundwassers und dem naturnahen Waldbau stabilisiert werden. So „einfach“ wird das diesmal nicht.

Generell bewährt hat sich der Umstieg in den naturnahen Waldbau, Abkehr von Kahlschlägen und die Erhaltung der Artenvielfalt von Totholz über seltene Baumarten bis hin zur krautigen Vegetation, in unserem Fall der Sandflora.

Allerdings sind die Ausgangsbedingungen und Schäden von Wald zu Wald und auch innerhalb der Wälder sehr unterschiedlich.

So haben wir es im Lennebergwald mit sich völlig auflösenden, 70 Jahre alten Kiefernforsten zu tun, unter denen nur noch Brombeeren und Weißdorn wachsen, mit absterbenden, über 200 Jahre alten Altkiefernwäldern mit wertvoller Sandvegetation, die von Landreitgras „erobert“ werden und den oben erwähnten absterbenden Buchenwäldern. Für jede dieser unterschiedlichen Situationen müssen wir eigene, unterschiedliche Antworten entwickeln.

Als erstes haben wir die Fällung von Bäumen und die Nutzung von Holz auf das unbedingt notwendige Maß eingeschränkt. Das ist die Erhaltung der Verkehrssicherheit an den Straßen, den Bebauungsrändern und für die Waldbesuchenden an den Erholungseinrichtungen und Hauptwegen. Das gefällte Holz bleibt weitgehend im Wald liegen, um als Nährstoff- und Wasserspeicher der nachwachsenden Baumgeneration den Start zu erleichtern. Auch die Brennholznutzung durch Privatleute haben wir ausgesetzt, was den zusätzlichen positiven Effekt hat, dass die Waldbesuchenden sich

gerade am Wochenende ungestört von Fahrzeugverkehr und Motorsägenbrummen im Lennebergwald erholen können – gerade in Zeiten der Pandemie.

Wir wollen den Wald mehr „Wald sein lassen“: nur eingreifen, wo es nötig ist, und der natürlichen Verjüngung den Vorrang lassen. Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt allerdings, dass viele Baumarten infolge des Klimawandels sehr anfällig geworden sind und neue Krankheiten auftreten, insbesondere Pilzkrankheiten; neben den schon erwähnten „Sorgenkindern“ Kiefer und Buche sind dies bei uns Esche, Bergahorn, Robinie und Douglasie. Sie dürfen in Ruhe sterben, aber sie zu fördern ist nicht sinnvoll. Stattdessen pflanzen wir heimische, an das Klima angepasste Baumarten wie Elsbeere, Speierling, Esskastanie, Winterlinde, Feldahorn und Vogelkirsche.

Die Eiche ist prägend für Rheinhessen – und soll es bleiben

Von Natur aus ist – im Unterschied zu ganz Deutschland – im trocken-warmen Rheinhessen die Eiche die prägende Baumart. Der (derzeit noch) hohe Anteil an Kiefern wurde vom Mensch gefördert – durch Waldbeweidung im Mittelalter (Laubholz wird stärker verbissen) und durch massive Aufforstungen in den letzten 200 Jahren. Die Eiche ist aktuell leider zu wenig im Wald vertreten. Sie wächst im Schatten, im Gras oder unter Brombeeren nicht nach und muss deshalb von uns aktiv unterstützt werden. Zum Glück entwickelten die Eichen im Herbst 2018 und Herbst 2020 sehr viele Früchte (sogenannte „Eichelmast“, die normalerweise nur alle fünf bis zehn Jahre passiert).

Die Eicheln haben wir, auch mit Unterstützung von Kindergärten, eingesammelt und auf größeren und kleineren Flächen gesät. Säen ist immer besser als Pflanzen, denn der Baum kann an Ort und Stelle ungestört seine Wurzel entwickeln. Die Saaten müssen allerdings mit Zäunen vorm „Ausräumen“ durch Wildschweine und Verbiss durch Rehe geschützt werden und bedürfen in den ersten fünf Jahren intensiver Pflege und in extremen Trockenzeiten sogar der Bewässerung.

KASTEN:

Mehr Infos

Auf der Internetseite www.lennebergwald.de informiere ich laufend aktuell über den Fortgang unserer Anstrengungen, den Lennebergwald zu erhalten und über Möglichkeiten, uns zu unterstützen.

BILDER:

1 und 1a: Dass naturferne Kiefernauaufforstungen mit Stürmen und Trockenheit schlecht zurechtkommen, ist schon seit langem klar.

2: Tatsächlich sterben großflächig die Bäume, sogar die robuste Buche. Statt Wald entsteht Steppenlandschaft.

3: Ein Infoschild im Wald erklärt den Waldzustand und die Bemühungen zur Aufforstung.

4 und 5: Zäune schützen die neu gesäten und gepflanzten Bäume vor Verbiss und „Ausräumen“ durch Wildschweine.

Alle Fotos: Stefan Dorschel, Forstrevier Lennebergwald